

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 15 (1939-1940)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Und jetzt?  
**Autor:** Guggenbühl, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066534>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Und jetzt?

*Von Adolf Guggenbühl*

Illustration von  
H. Tomamichel

Es gibt kaum jemanden, der zum erstenmal ein Gewitter in den Bergen erlebt, ohne dass ihm der Schrecken in die Glieder fährt. Es blitzt und donnert, als ob der Jüngste Tag angebrochen wäre. Und wenn man nun gar noch in

die Nebelwolken gerät, so verändert sich die vertraute Landschaft in wenigen Minuten in gespenstiger Weise. Was tut der erfahrene Bergsteiger in einem solchen Fall? Das Schwierigste: nichts. Er weiss, jeder unbedachte Schritt birgt die Gefahr eines Absturzes in sich. Deshalb wartet er zunächst, bis sich die Nebel verzogen haben und er wieder einigermassen klare Sicht hat.

Der Krieg ist wie ein Gewitter über Europa hereingebrochen. Zahlreiche Staaten sind vom Erdboden verschwunden,

andere haben ihr Antlitz vollständig verändert. Die uns vertraute Welt scheint nicht mehr zu existieren.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass viele unter uns von einem panischen Schrecken erfasst wurden. Sie fühlen sich getrieben, irgend etwas zu unternehmen, statt das einzig Vernünftige zu tun, nämlich abzuwarten, bis sich die Lage einigermassen geklärt hat.

Sicher wird das Europa von 1941 von dem von 1940 verschieden sein. Aber welcher Art die Veränderungen und vor allem wie tiefgreifend sie sein werden, das weiss gegenwärtig kein Mensch.

Die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre sollten uns doch eine Erkenntnis deutlich eingehämmert haben, die: dass es immer anders kommt, als man denkt.

1914 bewiesen alle Fachleute, dass der Krieg höchstens einige Monate dauern könne. Er wütete vier Jahre.

Als Deutschland 1918 besiegt war, hielt man wohl manche Aufstiegsmöglichkeit für denkbar, aber bestimmt liess sich niemand träumen, dass das Deutsche Reich nach zweiundzwanzig Jahren im Bunde mit Italien die eindeutig herrschende Grossmacht in Europa sein würde.

Ob das englisch-französische Bündnis nur vorübergehender Natur sei, oder ob es später zu einer eigentlichen Vereinigung der beiden Reiche komme, darüber waren die Ansichten geteilt. Sicher aber ist, dass jemand, der noch im April dieses Jahres prophezeit hätte, im Juni würden englische und französische Kriegsschiffe gegeneinander kämpfen, für unzurechnungsfähig erklärt worden wäre. Alles ist heute in Fluss. In diesem Augenblick grundsätzliche Entscheidungen treffen zu wollen, die unsere Zukunft festlegen, ist das Verkehrteste, was man tun kann.

Wie immer in bewegten Zeiten spricht man auch jetzt allgemein von

einer Umwertung aller Werte. Wir haben das Gefühl, in einer Umwälzung zu stehen, wie sie die Menschheit nur alle tausend Jahre erlebt. Die Ereignisse, die sich gegenwärtig vollziehen, scheinen uns von säkularer Bedeutung. Es ist möglich, dass wir recht haben, es ist aber auch möglich, dass wir uns täuschen. Es ist das Los der Zeitgenossen, das Zeitgeschehen notwendigerweise aus der Froschperspektive zu betrachten. Wer in einem Dorfe wohnt, das von einem Wildbach überschwemmt wird, der glaubt, die Sintflut sei gekommen.

Die grosse Gefahr scheint mir gegenwärtig darin zu bestehen, allzu sehr den Reflexen zu unterliegen, die gewisse Ereignisse im Ausland auslösen. Natürlich müssen wir uns zu allen Zeiten mit den geistigen und politischen Strömungen bei unsren Nachbarn auseinandersetzen. Wir dürfen uns aber durch sie nicht einfach überfluten lassen. Das war für unser kleines Land, das im Herzen Europas liegt, immer gefährlich. Die geistige Landesverteidigung war für uns von jeher ein schwierigeres Problem als für die grossen Länder. Trotz der Trennung in Nationalstaaten hängen die Völker Europas eng zusammen, ihre Seelen sind verbunden wie kommunizierende Röhren. Immer wieder sind wir deshalb der Versuchung ausgesetzt, Schlagworte zu übernehmen, die für uns nicht passen.

Unsere Arbeiterbewegung hat früher sich und dem Lande sehr viel geschadet, dadurch, dass sie mit Begriffen operierte, die auf ganz andere Verhältnisse zugeschnitten waren.

Als in Deutschland der Kampf gegen das sogenannte Weimarer System begann, gab es auch bei uns Leute, welche dieses Schlagwort blindlings übernahmen, obschon unser Staat ja in keiner Weise an den Mängeln der schwächeren deutschen Demokratie krankte.

Wenn heute die Regierung des Marshalls Pétain proklamiert, die Demokratie habe in Frankreich kläglich versagt, so mag sie recht oder unrecht haben; auf jeden Fall ist dadurch nichts über unsere schweizerische Demokratie ausgesagt. Unsere Demokratie war von jeher, was im Ausland viel zu wenig verstanden wurde, von der französischen völlig verschieden. Sie ist nicht ein Kind der Aufklärung, sie wurde wohl durch diese beeinflusst, ist aber viel älter, und ihre Grundlagen liegen ungleich tiefer, nämlich auf christlichem und genossenschaftlichem Boden. Schon äusserlich funktioniert unsere Demokratie ja auf ganz andere Art. Wir kennen das französische und englische System des Parlamentarismus mit seinem ständigen Regierungswechsel nicht, sondern besitzen im Gegenteil eine Stabilität der Regierung, um die uns manche Monarchie beneiden könnte.

Selbstverständlich strotzt auch unser Staat nur so von Unvollkommenheiten, selbstverständlich verhindert bei uns die Vetterliwirtschaft das Aufkommen von wirklich tüchtigen Leuten, selbstverständlich wird auch bei uns der Schwache durch den Starken ausgebeutet. Aber diese Mängel liegen in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur begründet. Man kann und muss immer wieder gegen sie ankämpfen; aber nur ein unreifer Wunderglaube hofft, diese Übel durch irgendwelche organisatorischen Änderungen ein für allemal zum Verschwinden zu bringen.

Im grossen und ganzen dürfen wir uns sicher auch heute noch mit unserm Staat sehen lassen, ja, stolz auf ihn sein. Wir haben gar keinen Grund, « Pater peccavi » zu rufen und uns in Selbstanklagen zu zerfleischen. Wir sind mit unserer Demokratie bis jetzt gut gefahren und werden auch in Zukunft gut mit ihr fahren, wenn wir ihr treu bleiben.

Alle die dynamischen und erneue-

rungsbewegten Elemente in unserm Lande werden sicher noch reichlich Gelegenheit haben, sich fruchtbringend zu betätigen, soweit sie wirklich positive Arbeit leisten wollen und sich hinter ihrem Ruf nach Umbruch nicht einfach der Wille einer Auflösung unseres Staates verbirgt. Aber sie werden sich vorläufig gedulden müssen. Ich wage die revolutionäre Meinung, dass unsere Aufgabe im gegenwärtigen Augenblick konservativ ist. Während eines Sturmes baut man ein Schiff nicht um. In den nächsten Monaten müssen alle Kräfte der Nation zusammengefasst werden, mit dem einzigen Ziel, uns über Wasser zu halten.

Soweit wir dann später einer neuen Welt gegenüberstehen, müssen wir uns selbstverständlich mit ihr auseinandersetzen und uns auch an sie anpassen. Dieser Aufgabe standen wir in unserer 650jährigen Geschichte schon manchmal gegenüber. Diese Auseinandersetzung darf aber niemals so geschehen, dass wir über Bord werfen, was sich bewährt hat und was uns teuer und heilig ist. Nur wenn wir uns selbst treu bleiben, können wir auch in der neuen Welt in Ehren bestehen. Was uns gerade jetzt not tut, sind nicht Schläulinge, welche die Fahne nach dem Winde drehen, sondern Männer, die von tiefem Glauben an die ewigen Werte des eidgenössischen Bundes erfüllt sind. Jetzt muss sich der Geist der Landesausstellung, der in so vielen schönen Reden zum Ausdruck kam, bewähren.

Eines aber ist sicher — wir haben es oft gesagt, aber es wird das ceterum censeo aller unserer politischen Betrachtungen sein — wir werden für die Belehrung der kommenden Schwierigkeiten nur dann die richtige Grundlage besitzen, wenn wir nach wie vor entschlossen sind, für die Freiheit und Unabhängigkeit unseres geliebten Vaterlandes im Notfall nicht nur das Gut, sondern auch das Blut hinzugeben.